

„ALL INCLUSIVE!“

*Impulse zum Thema
Inklusion und Gemeinde*



Vorwort:

Das Jahr 2015 steht im BEFG unter dem Motto „bunte Gemeinde“. Dieses Thema berührt vielfältige Gemeindesituationen und verschiedene Personengruppen.

Gemeinsam haben solche Situationen im Gemeindeleben das Vorbild jenes Menschen, der uns Christen in allen Lebenslagen voran ging, in dessen Fußstapfen wir treten wollen und dessen Namen wir tragen – Christus.

Jesus wirkte zu seiner Zeit auf Erden unter verschiedensten Menschen, denen der Zugang zur Mitte der Gesellschaft erschwert oder verwehrt wurde:

- Er ließ die Nähe von Frauen zu und behandelte sie auf Augenhöhe (z.B. Lukas 7,37-50, Jesus wird von der Sünderin gesalbt; Lukas 8,1-3, Frauen folgen Jesus und dienen ihm; Matthäus 28, 1-8, die beiden Marias am Grab).
- Er segnete Kinder, damals kaum als „vollwertige“ Menschen anerkannt (Markus 10, 13-16).
- Er verkehrte mit Zöllnern, damals ein im Judentum geächteter Berufsstand (z.B. Matthäus 9, 9-11, Berufung des Matthäus; Lukas 5,29-30, Essen mit Zöllnern; Lukas 19, 1-10, Zachäus),
- und den seinerzeit dem Judentum verfeindeten Samaritern (z.B. Lukas 17, 15-16, Heilung der 10 Aussätzigen; Johannes 4, 39-40 Zeugnis der Frau am Brunnen).

Auch zu Kranken und behinderten Menschen suchte Jesus ohne Scheu Nähe. Er hatte Erbarmen mit ihnen und heilte sie an Körper, Seele und Geist.

Möge es uns immer mehr gelingen, wie Jesus ohne Scheu und mit Liebe und Respekt auf die verschiedenen Menschengruppen zuzugehen, die bisher vielleicht in unseren Gemeinden nicht oder kaum vertreten sind.

Inklusion von Menschen mit Behinderung steht in unserem Land in den letzten Jahren weit oben auf der Agenda der Politiker. Im schulischen Bereich oder auf dem Arbeitsmarkt wird vermehrt versucht inklusive Bedingungen für von Behinderung betroffenen Menschen *in* der Gesellschaft, statt *außerhalb* in eigenen Einrichtungen, zu schaffen.

Auch Gemeinden legen vermehrt den Fokus auf inklusive Bedingungen für Menschen mit Behinderungen. Rollstuhlrampen etc. sind in neu erbauten oder renovierten Gemeindezentren und Kirchen heutzutage selbstverständlich.

Menschen, die neu in unsere Gemeinden kommen, berichten vielfach von der freundlichen, persönlichen und herzlichen Atmosphäre; eine wunderbare Grundvoraussetzung dafür, dass alle Menschengruppen sich wohl- und willkommen fühlen!

Da Inklusion ein weites Feld darstellt mit teilweise unterschiedlichen Erwartungen und vielleicht auch Befürchtungen, habe ich einige grundsätzliche Aspekte zum Thema erläutert und zusammengefasst. Sie entspringen Gesprächen mit Betroffenen, Interessierten und eigenen Erfahrungen und sollen Mut für (erste?) Schritte in Richtung einer noch bunteren Gemeinde machen!

Inklusion...

...ist zwar ein Wort, doch es gibt viele Wege und Umwege wie es umgesetzt und verstanden wird.

Der Begriff Inklusion wird in den Medien und im Alltag teilweise sehr inflationär und ungenau gebraucht. So wird häufig auch, wenn *Kooperation* oder *Integration* gemeint ist, von *Inklusion* gesprochen.

Inklusion: Unterschiedliche Menschen gehören gleichwertig zu einer Gruppe und machen alles gemeinsam.

Kooperation: Unterschiedliche Menschengruppen kommen für gemeinsame Unternehmungen zusammen.

Integration: Menschen, die einer Randgruppe angehören, werden in eine Gruppe aufgenommen. Vieles, meistens aber nicht alles, wird gemeinsam gemacht.

...braucht Dialog und Begegnung.

Viele Themen, die Beziehungen und Begegnungen zwischen Menschen betreffen, werden an Konferenztischen besprochen. Und das oft von Fachleuten, die ihr Wissen mehr aus Büchern als aus eigenen Erfahrungen bezogen haben. Gelingende Inklusion kommt aber nicht ohne den Dialog und die Begegnung mit betroffenen Menschen und ihren Angehörigen aus. Mit alleinigen Konzepten „vom grünen Tisch“ stehen auch noch so gut gemeinte Projekte und Konzepte in der Gefahr, an den Bedürfnissen der Betroffenen vorbei zu zielen.

...braucht Mut zur Veränderung und Reflexion.

Menschen lieben in der Regel Gewohnheiten und Vorhersehbarkeit. Es bedarf meistens einer gewisser Überwindung sich auf Neues einzulassen. So gehört auch eine Portion Mut dazu, sich als Gemeinde ungewohnten Begegnungen und neuen Herausforderungen zu stellen. Dort, wo Neues gewagt wird, ist es wichtig, im Gespräch darüber zu sein und miteinander zu reflektieren, wo positive Erfahrungen gemacht werden und wo manches vielleicht auch anders als erwartet läuft.

Man wird sicherlich überrascht sein, auf welche Weise Gott neue Wege segnet und zum Segen werden lässt!

...braucht Zeit, Geduld und einen Anfang!

Unterschiede

Von der Inklusion von Menschen mit Behinderungen an sich zu sprechen, ist überhaupt nicht möglich. So wie alle Menschen grundverschieden sind, sind auch Behinderungen sehr verschieden und kommen mit sehr unterschiedlichen Bedürfnissen daher.

Ein Mensch mit körperlicher Einschränkung, der z.B. auf den Rollstuhl angewiesen ist, benötigt andere Hilfestellungen als jemand, der unter Epilepsie leidet.

Auch Menschen mit geistigen Behinderungen oder sonstigem Förderbedarf weisen sehr unterschiedliche Stärken und Begrenzungen auf.

Deshalb können hier nur einige Aspekte von Inklusion und Gemeinde beleuchtet werden.

Augenhöhe

Unsere Intention, sich als Gemeinden für Menschen mit Behinderungen zu öffnen, darf nicht nur sein, dass man „ihnen helfen“, „ihnen etwas geben“ möchte, sondern auch der Wunsch, ihnen als geliebter und wertvoller Mensch auf Augenhöhe zu begegnen. Das bedeutet, Menschen mit Behinderung werden als Bereicherung wahrgenommen. Wir erwarten von ihnen bereichert und gesegnet zu werden, sowie ihnen ein Segen zu sein. Ein Geben und Nehmen. Nicht die Starken und die Schwachen. Jeder Mensch hat ja bekanntlich Stärken und Schwächen. Auch die Stärken von Menschen mit Behinderung wahrzunehmen und anzuerkennen ist die wichtigste innere Grundhaltung in der Begegnung mit ihnen.

Nächstenliebe und Professionalität

Manchmal stehen Christen oder Gemeinden in der Gefahr, nicht so sehr auf Professionalität zu achten. Gerade in der Arbeit mit Randgruppen wie z.B. obdachlosen Mitbürgern, drogenabhängigen oder psychisch erkrankten Menschen ist ein professioneller Umgang von großer Bedeutung. Neben allen Gesprächen, Einladungen und Gebeten ist es unerlässlich, sich in der betreffenden Materie wenigstens Grundwissen anzueignen. Sonst läuft man Gefahr, Entwicklungsprozessen sowie Selbständigkeit, Einsicht, Grenzen, Struktur o.ä. im Weg zu stehen, statt eine gute Entwicklung zu fördern. Ebenso wichtig ist es, dass man sich, wenn eine Gemeinde beschlossen hat, inklusive/integrative Angebote oder Gruppen zu starten, fachlich über Grundlagen informiert (räumliche, fachliche Voraussetzungen, rechtliche Fragen etc.). Das klingt vielleicht kompliziert, doch im Prinzip ist es das nicht. Ein einfaches Beispiel wäre z.B. ein Bastelangebot im Kindergottesdienst: *Alle sollen etwas ausschneiden, es gibt aber ein Kind, das dazu motorisch nicht in der Lage ist. Könnte man nun die Möglichkeit schaffen, etwas „auszuprickeln“ (mit einer feinen Prickelnadel die Linie entlang zu stechen, das fällt motorisch eingeschränkten Kindern oft leichter)? Oder gibt es eine Helferschere (solch eine Schere hat 4 Löcher, sodass ein Helfer mitschneiden kann)? So ließe sich mit einfachen Hilfsmitteln ein Erfolgserlebnis erzielen und Selbständigkeit fördern!*

Vielleicht gibt es innerhalb oder außerhalb der Gemeinde Fachleute, die zu speziellen Themen informieren und beraten können.

Persönliche Grenzen

Jeder Mensch hat seine persönlichen Grenzen; das ist okay und gut so. Es tut uns vielfach gut, diese Grenzen auch gelegentlich zu erweitern, doch es tut uns ebenso gut, gewisse Grenzen einzuhalten. So ist es wichtig und keine Schande, auch in der Begegnung mit Menschen mit Behinderung Grenzen zu setzen (*ich mag nicht umarmt werden*) und zu benennen (*ich kann im Kiga dem x nicht die Schniefnase putzen/den Speichel abwischen*). Nur so bleiben wir in der Begegnung mit Menschen authentisch und frei.

(Junge) Menschen mit Behinderung sollten frühzeitig lernen bzw. gelernt haben, die Grenzen anderer Menschen und gesellschaftliche Grenzen einzuhalten. Das macht ihnen gesellschaftliche Integration/ Inklusion wesentlich leichter.

Dabei dürfen auch Gemeinden helfen. Wenn beispielsweise ein Jugendlicher mit Behinderung zur Begrüßung alle umarmt – vielleicht scheuen sich seine Eltern Grenzen zu setzen, oder haben es auch schon erfolglos versucht – so können diejenigen, die eine Umarmung eigentlich nicht möchten, sich diesem Jugendlichen immer wieder freundlich aus der Umarmung lösen, und dabei sagen: *Ich freue mich sehr dich zu sehen. Ich mag aber bitte nicht umarmt werden.* Wird der betreffende Jugendliche wahrscheinlich nach einiger Zeit gelernt haben, persönliche Grenzen anderer Menschen einzuhalten. Mit den Eltern kann man evtl. ins Gespräch kommen und sie ermutigen ihrem Kind ebenso immer wieder zu sagen: *Wir umarmen nur Menschen, die zu unserer Familie gehören, oder unsere Freunde.*

Barrierefreiheit

Barrierefreiheit bedeutet mehr als nur eine „Rolli-Rampe“ am Gemeindeeingang und Behindertentoiletten. Menschen, die nicht auf den Rollstuhl angewiesen sind, können sich zumeist gar nicht in die Lebensumstände von Rollstuhlfahrern hineinversetzen. Oft sind die Hinweisschilder, sogar für die Behindertentoilette, auf der Augenhöhe von *Gehenden* angebracht! So sind sie nicht nur schlechter zu sehen, sie konfrontieren Rollstuhlfahrer auch immer wieder neu mit ihrer Besonderheit.

Es ist tatsächlich auch schon vorgekommen, dass der Bewegungsmelder für das Licht in rollstuhlgerechten Toiletten für gehende Menschen eingestellt wurde! So blieben die Rollstuhlfahrer auf der Toilette im Dunkeln! Und manche behindertengerechte Toilette ist nicht nutzbar, weil sie als Abstellraum zweckentfremdet wurde...

Es bedarf für Barrierefreiheit also mehr als eine Rollstuhlrampe und behindertengerechte Toilettenräume (wobei dies natürlich schon ein wunderbarer Anfang ist!): Es bedarf einen Blick *aus der Sicht von Rollstuhlfahrern*. Hier gibt es bestimmt jemanden, der als Betroffener gern seine Wünsche und Erfahrungen mitteilt:

- ✓ Wo kann man angenehm im Gottesdienstraum in seinem Rollstuhl sitzen?

- ✓ Wie fühlt es sich an, immer wieder mit der eigenen Begrenzung konfrontiert zu werden, wenn rollstuhlgerechte Eingänge nur in den hinteren Eingängen vorzufinden sind?
- ✓ Was für ein Schreck mag es für einen Rollstuhlfahrer sein, wenn er im Eingangsbereich vielleicht etwas im Weg steht und ohne „Vorwarnung“ wie ein Möbelstück mal eben an die Seite geschoben wird? Oder der Rollstuhl (der während des Gottesdienstes an der Seite steht, weil sein Besitzer auf einem Stuhl sitzt) kurzerhand ohne Rücksprache woanders abgestellt wird?
- ✓ Kann der Rollstuhl überhaupt während des Gottesdienstes in erreichbarer Nähe abgestellt werden?
- ✓ Gibt es Räume, die für Rollstuhlfahrer überhaupt nicht erreichbar sind (Keller, Stockwerke)? Wird dies als große Einschränkung empfunden?
- ✓ Gibt es Möglichkeiten (und auch finanzielle Fonds), diese Situation zu verändern (Treppenlift, Fahrstuhl)?
- ✓ Wie sieht es mit eingangsnahen Behindertenparkplätzen aus?
- ✓ Sind automatische Türöffner vorhanden? Wenn ja, sind diese auch hilfreich für Menschen mit Rollstuhl oder Rollator?
- ✓ Gibt es (ausreichend) *gekennzeichnete* Parkplätze, für Menschen mit körperlicher Einschränkung in der Nähe des Eingangs?

Nicht alles auf einmal

Die wichtigste Voraussetzung, um Menschen mit unterschiedlichen körperlichen oder geistigen Besonderheiten eine „Willkommenskultur“ in unseren Gemeinden zu vermitteln, ist sicherlich eine Offenheit des Herzens für ihre Anliegen, Bedürfnisse und ihrer Persönlichkeit an sich!

Man muss als Gemeinde sicher nicht perfekt ausgestattet sein, um Menschen mit Behinderungen eine Umgebung zu schaffen, in der sie sich wohl- und angenommen fühlen. Rollstuhlfahrern einen Gottesdienstbesuch zu ermöglichen, indem man Rollstuhlrampen schafft und die Toiletten behindertengerecht ausstattet, sind ein wichtiger erster Schritt. Nach und nach können weitere Schritte und weitere Gespräche über Bedürfnisse folgen.

Es ist sicher unrealistisch, die gesamte Schule für Kinder mit geistiger Behinderung zu regelmäßigen Kindergottesdienstbesuchen einzuladen, doch vielleicht gibt es den ein oder anderen Kontakt zu betroffenen Familien, deren Kinder im Kindergottesdienst willkommen heißen werden können. Gerade am Anfang können Eltern dann vielleicht dabei bleiben, doch mit zunehmender Souveränität der Mitarbeiter ist das bald sicher nicht mehr nötig.

Rücksichtnahme

immer wieder ein Thema in Gemeinden ist die Gottesdienstsituation: Wenn kleine Kinder mit ihren Eltern im Gottesdienst teilnehmen, ernten diese manchmal den ein oder anderen genervten Blick, wenn das Kleinkind Laute von sich gibt. Doch auch ältere Gottesdienstbesucher haben hin und wieder einen starken Hustenreiz und stören dadurch vielleicht kurzzeitig. Grundsätzlich ist es doch toll, wenn unsere Gemeinden lebendig und bunt sind. Dies äußert sich nun mal auch durch (störende) Geräusche im Gottesdienst. Wenn Menschen mit Behinderung im Gottesdienst sitzen sind sie manchmal motorisch oder akustisch unruhig.

Ich meine: Babyglucksen oder -weinen, Husten oder sonstige Geräusche sind Ausdruck einer vielfältigen Gemeinschaft vor Gott. Doch wenn durch massive Störungen eine zu große Beeinträchtigung der anderen Besucher dem Gottesdienst zu folgen entsteht oder es für den Pastor, Moderator oder das Musikteam zu schwierig wird sich zu konzentrieren, verlassen in der Regel Eltern mit ihren Kleinkindern den Gottesdienstraum, ältere Geschwister holen sich ein Glas Wasser und Angehörige von Menschen mit Behinderung gehen mit dem Betroffenen ins Foyer. Dies ist kein Zeichen von Ausgrenzung, sondern von Rücksichtnahme.

Auch im Kindergottesdienst z.B. müssen alle Kinder Rücksicht aufeinander nehmen. Alle sollen gewisse Grundregeln einhalten lernen, wie z.B. andere nicht einfach anfassen, oder gar küssen, einander ausreden lassen und nicht durch laute Geräusche oder Zwischenrufe stören, keine Bücher oder Gegenstände herumwerfen etc. Auch Kinder mit einer geistigen Behinderung dürfen liebevoll aber bestimmt zurechtgewiesen werden. Immer mit direkter Ansprache und Augenkontakt, wo nötig auch mit Berührung: *Deine Hände bleiben bei dir, wir fassen uns hier nicht an.* Auch für die anderen Kindergottesdienstkinder gilt, dass sie Grenzen setzen dürfen und auch dazu ermutigt werden. *Ich mag nicht angefasst werden. Bitte hör' auf.*

Bei dem Gedanken an einen inklusiven (Kinder)Gottesdienst sollte der Fokus natürlich nicht nur auf solchen Problematiken liegen. In der Regel gelingt es allen Seiten sehr gut, unkompliziert und fröhlich miteinander zu spielen, basteln, lernen und Gott zu loben.

„Ewige“ Jugend?

Immer wieder werden Jugendliche mit geistiger Behinderung in Jugendkreisen „alt“. Will heißen, dass sie lange über das Jugendalter hinaus Jugendkreise besuchen, weil sie sich dort wohlfühlen und es gewohnt sind. Ebenso bleiben Jugendliche mit Behinderung manchmal sehr lange aus diesen Gründen auch im Kindergottesdienst.

Auf den ersten Blick ist dagegen ja auch nicht viel einzuwenden, oder? Denn intellektuell befinden sich die Kinder/Jugendliche/junge Erwachsene vielleicht sogar so in etwa auf einer Ebene mit den andern.

Betrachtet man solche Situationen jedoch einmal genauer, so ist es keine gute Lösung, Heranwachsende mit einer Behinderung in einer Gruppe zu belassen, die vom Alter dort nicht mehr hinein passen. Zum einen ist es für die anderen der Gruppe eine „merkwürdige Situa-

on“, wenn jemand in eine eigentlich relativ altershomogene bzw. altersbegrenzten Gruppe offensichtlich nicht mehr hineingehört. Gerade Teenies und Jugendliche empfinden dies häufig doch irgendwie als „komisch“ oder unangenehm. Sie trauen sich aber meistens nicht, dies offen zu äußern.

Auch für den betreffenden Heranwachsenden ist es eine unnatürliche Situation. Dadurch, dass er sich immer noch zu deutlich jüngeren Gruppen zugehörig fühlt, ist es für ihn wesentlich schwerer ein Selbstverständnis zu entwickeln, was seinem eigentlichen Alter entspricht. Die Diskrepanz zwischen „eigentlichem Alter“ und „gefühltem Alter“ gilt es einfühlsam zu thematisieren.

Auch viele Eltern betrachten ihre von Behinderung betroffenen Kinder häufig als „ewig klein“ oder „jung“. Das ist natürlich nachvollziehbar, denn in vielen Bereichen benötigen sie die gleiche Unterstützung wie schon jahrelang. Doch für das Selbstverständnis von Menschen mit (geistiger) Behinderung ist es wichtig, ihnen immer wie zu einen Blick dafür zu öffnen, dass sie älter werden und sie zu ermutigen Gewohnheiten langsam und behutsam zu verändern. So kann z.B. von christlichen Kinder- CDs/Hörspielen nach und nach der Übergang zu anderen Lobpreis-CDs geschehen. Ab einem Alter von etwa 13/14 Jahren können Kinder ermutigt werden statt zum Kindergottesdienst zu gehen, auch mal im Gottesdienst zu bleiben. (Hierbei ist wichtig, dass Dinge, die dem Kind helfen, sich zu entspannen, im Gottesdienst dabei bleiben dürfen. Das kann ein Körnersäckchen zum Herumdrehen sein, ein Comic, oder ein kleines Spielzeug – damit kann es sich dann leise beschäftigen, wenn die Zeit zu lang werden sollte. So lange es möglich ist, sollte es jedoch ohne Spielzeug versucht werden.) Vielleicht gibt es ein kleines Netzwerk von Erwachsenen, zu denen der betroffene Teenie eine gute Beziehung hat, die sich in Gottesdiensten neben ihn setzen können, das wäre ein kleiner Schritt in eine größere Unabhängigkeit von den Eltern. So können Kinder nach und nach immer häufiger ermutigt werden im Gottesdienst zu bleiben, bis es schließlich auch „Gewohnheit“ geworden ist.

Klare Worte, leichte Sprache, kurze Sätze:

Für Menschen mit geistiger Behinderung (wie auch für ausländische oder viele ältere Mitbürger), ist es nötig auf die eigene Sprache und Wortwahl zu achten. Deutsch ist eine schwierige Sprache; wir sprechen gern in verschachtelten Sätzen und benutzen Fremdwörter. Das bringt für Menschen mit geistigen Einschränkungen Verständnisschwierigkeiten mit sich. Es ist wichtig in einfachen Worten und kurzen Sätzen mit ihnen zu sprechen. Klar und deutlich ausgesprochen und betont. Auf keinen Fall ist damit eine Art „Babysprache“ gemeint (hast Du Aua? o.ä.) Auch in einen „Singsang“ sollte man nicht verfallen. Kernpunkte sind:

- ✓ **Kurze Sätze.** Statt: *Nächste Woche gehen wir, wenn Schnee liegt, Schlittenfahren. Besser: Vielleicht schneit es nächste Woche. Wir fahren dann zum Sportplatz. Dort kann man Schlitten fahren.*

- ✓ **Leichte, bekannte Wörter statt Fremdwörter.** Nicht: *Wir erheben uns.* **Besser:** *Jeder der kann, steht jetzt auf.*
- ✓ **Kurze Wörter.** Statt *Eisenbahn* besser *Zug*, statt *Emslandarena* besser *Stadion*
- ✓ **Vermeiden des Genitivs.** Statt: *Wegen des Wetters können wir nicht `raus.* **Besser:** *Weil es regnet, können wir nicht `rausgehen.*
- ✓ **Vermeidung des Konjunktivs.** Statt: *Es könnte spät werden.* **Lieber:** *Vielleicht kommen wir spät zurück.*
- ✓ **Positive Sätze.** Statt: *Du kannst das nicht.* **Besser:** *Du musst das noch üben.* Statt: *Wir fahren nicht mit dem Bus.* **Besser:** *Wir gehen zu Fuß*
- ✓ **Bildliche Sprache vermeiden:** Statt: *etwas auf den Kopf stellen.* **Besser:** *Umdrehen.* Statt: *Wie sieht es hier aus? Ich glaube mein Schwein pfeift!* **Besser:** *Dass ihr nicht aufgeräumt habt, finde ich richtig blöd. Ich ärgere mich darüber.*
- ✓ **Zeitangaben:** nicht: *vor 3 Monaten* (da manchmal keine Vorstellung von dem Zeitraum besteht). **Sondern:** *Das ist schon länger her.*

Es gibt Gemeinden, die regelmäßig Gottesdienste in leichter Sprache feiern. Hier ist es wichtig, dass im Vorfeld alle Sätze ausformuliert und aufgeschrieben werden. Zu leicht fängt man ohne vorformulierte Sätze an, weniger leicht verständlich zu sprechen. Außerdem gibt es dem Sprechenden in der Regel eine ruhigere und entspanntere Ausstrahlung, wenn er Vorformuliertes abliest.

Vielleicht kann man auch die **Internetseite** einer Gemeinde teilweise in leichter Sprache formulieren (oder Textpassagen übersetzen), um noch mehr Außenstehende anzusprechen. Ebenfalls könnte, für Menschen mit Sehbehinderung, die Schriftgröße der Homepage vergrößerbar eingestellt werden, sowie Audio Dateien abrufbar sein.

Es gibt auch einen Verein, der sich für leichte Sprache einsetzt, damit Menschen mit Verständnisschwierigkeiten besser am Leben teilhaben können, auf der Homepage gibt es hilfreiche Tipps: www.leichtesprache.org

Hilfsmittel, Bilder, Zeichen

Für Menschen, die Schwierigkeiten mit dem Lesen haben, sind Piktogramme oder Boardmarker eine große Hilfe. Das sind bildliche Hinweise auf Räumlichkeiten o.ä. Mittlerweile gibt es im Internet eine große Auswahl. Doch auch Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen verfügen über eine breite Auswahl an diesen Hilfsmitteln – sie geben darüber sicher gern Tipps!

Für Menschen mit Hörschädigung gibt es in vielen Gemeinden schon die sogenannten „Af-fenschaukeln“, das sind so eine Art Kopfhörer zur Verstärkung – *kommen die Betroffenen damit gut zurecht?*

Gibt es von Sehbehinderung/-einschränkung betroffene Menschen in einer Gemeinde, sollte man sich miteinander über die Schriftgröße und den Hintergrund bei Beamer-Folien austauschen. *Wie ist es am besten sichtbar und lesbar?*

Inklusion wo möglich, bedarfsgerechte Angebote wo nötig!

Es gibt viele Gemeindesituationen, in denen Menschen mit und ohne Behinderung unkompliziert und bunt zusammen sein können, z.B. Gottesdienste, Gemeindefeste, Gemeindecafé, Frühstückstreffen o.ä. Und doch bleiben gewisse Situationen im Gemeindeleben eine große Herausforderung auf dem weiten Feld der Inklusion und Integration. Nicht immer ist es möglich, allen Wünschen, Herausforderungen und Besonderheiten gerecht zu werden.

Im Kindergottesdienst ist es erfahrungsgemäß noch relativ einfach, dass Kinder mit und ohne Einschränkungen miteinander zurechtkommen. Das hängt natürlich auch von der Art der Einschränkungen ab. Manche Kinder benötigen eine Einzelbetreuung. Häufig kümmern sich die Eltern dann um eine Betreuungskraft des familienentlastenden Dienstes, die mit in den Kindergottesdienst kommt, sodass sie selber am Gottesdienst teilnehmen können. (Eltern mit Kindern, die in eine Pflegestufe eingestuft sind, haben Anspruch auf Betreuungsstunden und -personen) Doch auch Eltern selber begleiten ihre Kinder anfangs sicher gern wo nötig.

In Teenie- und Jugendgruppen ist die Integration/Inklusion von Heranwachsenden mit sehr auffälligen, gerade auch geistigen Einschränkungen häufig schon schwieriger. Kinder mit und ohne (geistige) Behinderung entwickeln gerade in diesen Altersgruppen gänzlich unterschiedliche Interessen, haben intellektuell völlig andere Voraussetzungen und sind dabei sich selber zu entdecken und zu finden. Da ist es manchmal fast nicht möglich miteinander eine Ebene zu finden.

Toll wäre im Fall von mehreren betroffenen Kindern in einer Gemeinde, wenn die Möglichkeit bestünde, für Kinder mit geistiger Behinderung eine eigene, intellektuell und pädagogisch angepasste Gruppe zu gründen. Im Idealfall können die Gruppen parallel stattfinden und so auch gemeinsame Unternehmungen möglich werden. Dieser Gedanke widerspricht zwar dem „reinen“ Inklusionsgedanken (= alle machen immer alles gemeinsam), doch zum Schutz der Persönlichkeit von Kindern mit und ohne Behinderung finde ich persönlich diese Lösung besser. Inklusion um den Preis, dass Kinder/Jugendliche und auch Mitarbeiter sich dauerhaft überfordert fühlen, kann nicht Sinn der Sache sein!

Falls es sich jedoch nur um einzelne Teenies/Jugendliche für die Teilnahme am Teenie/Jugendkreis handelt, könnte zumindest ein Einzelbetreuer mit teilnehmen und bei Bedarf situationsgerecht auf seinen Schützling einzugehen.

Eine tolle Möglichkeit die Türen für Menschen /Kinder / Jugendliche mit und ohne Behinderung zu öffnen sind Gottesdienste in leichter Sprache (siehe dort) oder Angebote in den Gemeinderäumen wie „Kino in der Kirche“ (wenn ein Beamer vorhanden ist) – so kann z.B. in den Ferien zu einem Kino-Angebot eingeladen werden, bei denen ein witziger, cooler oder auch themenbezogener (aber natürlich intellektuell nicht zu anspruchsvoller) Film gezeigt wird. (Achtung Vorführ-Lizenzen beachten!) Bei solchen unkomplizierten Angeboten finden positive Begegnungen statt, bei denen Behinderungen weitgehend nebensächlich werden. Aber auch bei solchen Veranstaltungen kommt es vor, dass Einzelne überfordert sind. Hier sollte dann ganz unkompliziert die Freiheit bestehen auch schon vor Ende des Films zu gehen.

Vielleicht besteht Kontakt zu einem Förderkindergarten oder einer Förderschule? Wenn es jemanden gibt, der sich in diesem Bereich gern einbringen möchte, könnte zu bestimmten Anlässen, wie Passions- oder Weihnachtszeit, Schuljahresabschluss o.ä., ein gemeinsamer (Schul-/Kindergarten-) Gottesdienst geplant werden. (Dieser findet dann meistens an einem Vormittag unter der Woche statt – es werden vor allem Eltern und Angehörige eingeladen.) Die Einrichtungen bringen erfahrungsgemäß viele Ideen, Lieder etc. selber mit. Auf diese Weise kommen Menschen vielleicht zum ersten Mal in unsere Gemeinderäume!

Biblischer Unterricht

Wo immer möglich, soll ein gemeinsamer biblischer Unterricht von Kindern/Teenies mit und ohne Behinderung ermöglicht werden. Vielleicht bedarf es nur kleiner Hilfen, damit jemand mit Behinderung teilnehmen kann – Rolli-Rampen, Sprachcomputer, akustische Hilfen o.ä.

Wenn es bei Heranwachsenden dieser Altersgruppe ein zu großes intellektuelles Gefälle gibt, ist ein gemeinsamer biblischer Unterricht nicht möglich. Der Spagat, allen gerecht zu werden, ist nicht zu schaffen. Hier bietet sich ein spezieller biblischer Unterricht für Kinder/Teenies mit geistiger Behinderung an. (Hierfür ist das Konzept „Bibel erleben Club“ entwickelt worden – ein biblischer Unterricht für Heranwachsende mit geistiger Behinderung in 20 Einheiten, siehe auch:

www.Perspektiwechsel.jimdo.com/bibel-erleben-club/)

Idealerweise kann eine eigene Gruppe von 4-7 Personen gebildet werden (mit genügend Helfern), die sich für gemeinsame Unternehmungen, Themen, Vorbereitungen immer wieder mit der anderen Gruppe treffen sollte.

Wenn keine eigene Gruppe zustande kommt, ist es vielleicht möglich, dass ein einzelner Mitarbeiter ein betroffenes Kind begleitet und mit ihm parallel Material durcharbeitet.

Besondere Kontakte zu Eltern und anderen Angehörigen

Gibt es in Gemeinden Kinder und oder Jugendliche mit Behinderungen, so sind deren Eltern (oder natürlich auch sonstige Angehörige von Menschen mit Behinderung) sicher gern bereit, gerade zu Beginn der Begegnungen, sich mit Mitarbeitern (aus der Kinder-/Jugendarbeit) über ihre Kinder oder Angehörige auszutauschen.

Was ist die besondere Problematik?

Welches sind besondere Stärken?

Worauf sollte man unbedingt achten?

Was sind Vorlieben oder Abneigungen?

Gibt es sonstige Besonderheiten, o.ä.?

Betroffenen Eltern/Angehörigen tut es im Allgemeinen sehr gut, einfühlsam angesprochen zu werden. Sie freuen sich über Wertschätzung, Anteilnahme und Nachfragen.

Je nachdem wie viele Eltern/Angehörige zur Gemeinde gehören, bzw. auch evtl. Kontakte nach Außen haben, bieten sich vielleicht Gesprächskreise in Gemeinderäumen an. Falls es zufällig Menschen in der Gemeinde gibt, die auf dem Gebiet der Heil-/Sonderpädagogik Erfahrung oder Fachwissen besitzen, können solche Gesprächskreise in regelmäßigen Abständen sogar themenzentriert sein (z.B. Pflegegeld, Behindertentestament, besondere Erziehung o.ä.). Natürlich können auch Fachleute eingeladen werden.

Besondere Themen sind aber nicht unbedingt nötig – betroffenen Eltern tut zumeist gut, sich einfach mit Gleichgesinnten austauschen zu können.

Verfasserin



Annette Rebers (Dipl. Sozialpädagogin Dipl. Sozialarbeiterin)

Geb. am 20.01.1974.

Seit 1995 mit Hajo verheiratet, der Pastor in der Baptistengemeinde Meppen ist.

4 Kinder (Jg. 2000, Jg.2003, Jg. 2005, Jg. 2007) Der Älteste hat eine geistige Behinderung.

Seit 2013 Fachberaterin mit dem Schwerpunkt: besondere Belange von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Behinderung